

W. Mähling

Eine neolithische Siedlung im nördlichen Markgräfler Hügelland

Es gibt eine nicht geringe Anzahl von neolithischen Siedlungsplätzen im nördlichen Markgräfler Hügelland, die zwar nur aufgrund von Oberflächenfunden mit heterogener Struktur bekannt geworden sind, deren Analyse jedoch auch zur Aufhellung von siedelungshistorischen Vorgängen beitragen könnte. Dabei ist der Hinweis auf einige technische Details des Materials nicht ohne Interesse.

Die verschieden-zeitlichen Siedlungen liegen zwischen Schwarzwald und Rhein, im jurassisch-tertiären Hügelland, der sogenannten Vorbergzone. Man würde sie hier nicht ohne weiteres erwarten, da die ökologischen Bedingungen des Klimas und der Böden wesentlich weniger ansprechend sind als in bevorzugten, stark besetzten Siedlungsgebieten der Rheintal-zonen (Tuniberg, Kaiserstuhl).

Das zentrale Hügelland wird neben lößbedeckten Flachzonen von einer Kette tertiärer, bewaldeter Anhöhen, langgestreckten Bergrücken und anschließenden jurassischen Horsten mit noch nicht sehr starker Reliefenergie bestimmt (ca. 350–450 m NN). Gegen Süden geöffnete weite Talwannen und breite Talkessel geben dieser Teillandschaft ihr charakteristisches Gepräge. Zwischen Vögisheim im Norden und Riedlingen im Süden herrscht ein noch mildes Klima mit Temperaturen von 9,3–9,5°C und Regenmengen bis ca. 800 mm im Jahresdurchschnitt. Durch zahlreiche Quellen und verzweigte Bachläufe hat das Hügelland eine sehr günstige Wasserversorgung. Seine Bodenarten bestehen in einer breiten Zone aus ertragreichen, aus Löß entstandenen Parabraunerden, die mit einfachen landwirtschaftlichen Methoden kultivierbar und daher auch einer bäuerlichen Bewirtschaftung im Neolithikum zugänglich gewesen sind.

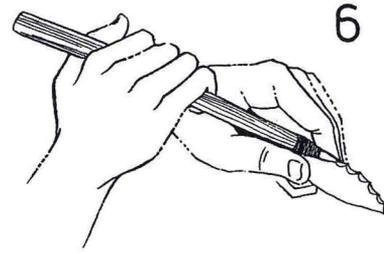
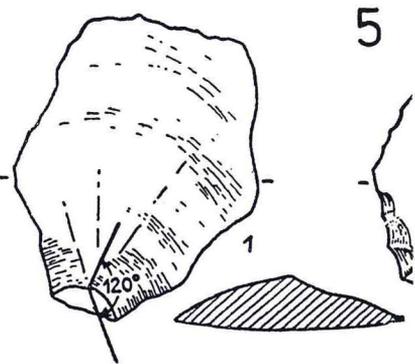
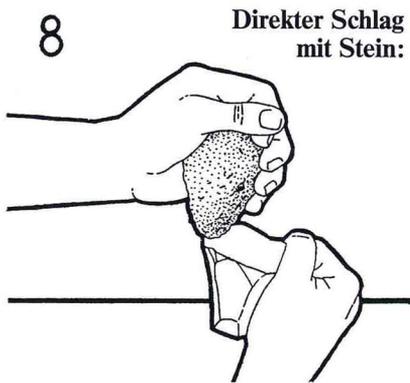
Es ist deutlich zu erkennen, daß im Zuge der bäuerlichen Erstbesiedelung des Hügellandes seit der mittel- bis jungneolithischen Zeit siedelungsgeographisch besonders günstige Teilräume (Siedlungskammern) mit anbaufreundlichen Böden, Quellen und Bächen aufgesucht worden sind, wenn zugleich die Möglichkeit bestand, sich in Schutzlage auf mehr oder minder isolierten Anhöhen (wie z. B. dem Hagschutz bei Niedereggenen), oder auch abgeflachten Höhenrücken, wie in Mauchen oder Liel, anzusiedeln.

Einer dieser jung- bis endneolithischen Siedlungskomplexe liegt in der Bergregion zwischen Liel und Riedlingen. Die plateauartige Anhöhe war für kleinere, bäuerliche Anwesen mit Getreideanbau und ergänzender Viehzucht durchaus geeignet. Unverkennbar ist die zwar offene, aber ausreichende Schutzlage. Während der neolithischen Feuchtphase (die zur Bronzezeit abklingt) wird, entsprechend der Höhenlage und der Bodenverhältnisse, ein lichter Laubmischwald mit Eiche, Ulme, Linde, Esche, Ahorn und Haselgebüsch vorhanden gewesen sein. Die dichter bewaldeten weiten Talzonen waren mit Pappeln, Erlen und Weiden bestockt. Durch Brandrodung oder Kahlschlag, der mit den verfügbaren Steinbeilen möglich war, mußte der ausgewählte Platz freigemacht und durch Beweidung der Randwaldgebiete die Anbauzonen freigehalten werden. Den Getreideanbau belegen die zahlreichen Reste von Granitmahlsteinen. In welchem Umfang und Verhältnis Bodenbau und Weidewirtschaft betrieben worden sind, entzieht sich einer Beurteilung. Umwelt und Tradition mögen die Betriebsweise bestimmt haben. Ein Wechsel der Anbauflächen – nach Erschöpfung der Böden – konnte durch neuerliche Rodung, ohne Verlegung des Gehöfts, in den Zonen der langgestreckten Anhöhe ohne Schwierigkeiten vor sich gehen. Streufunde, wie Silexartefakte, weisen auf eine größere Ausnutzung der Umgebung der Siedlung. Im allgemeinen hält man eine Bewirtschaftung der Felder, ohne spezielle Düngung, im Jungneolithikum bis zu etwa 40 Jahren für möglich.

Die Versorgung mit technischen Rohstoffen aus der näheren und weiteren Umgebung war recht günstig: Granit, Buntsandstein oder quarzitischer Sandstein lieferte der westliche Schwarzwaldrand; Silixmaterial das Hügelland mit Lagern von Malmjaspis und eoziäner Bohnerzjaspis. Inwieweit man Jaspis aus dem neolithischen Bergwerk Kleinkems bezogen hat, ist aus dem Fundstoff – ohne spezielle Untersuchung – nicht zu erkennen. Auch die Herkunft der Steinbeil-Rohstoffe ist noch nicht genauer bestimmt; es mußten wahrscheinlich geeignete Schotter in der weiteren Umgebung (Müllheimer Raum mit Klemmbachtal und das Rheintal) gesucht werden.

Die Siedelungshinterlassenschaften sind natürlich recht einseitig zusammengesetzt. Sämtliche organischen Materialien fehlen. Tongefäßreste sind spärlich. Ein Teil der erhaltenen unverzierten, mürben Scherben deutet auf mehr oder minder dickwandige, grob gemagerte, schwach (reduzierend) gebrannte Gefäße. Daneben gibt es auch dünnwandigere, unverzierte Keramik mit feinerer Magerung und etwas besserem Brand. Die Gefäßtypen sind noch unbekannt. Ein Keramikbruchstück ist vermutlich als Rest eines „Backtellers“ anzusehen. Typisch zerschlagener Granit diente wahrscheinlich als Magerungsgrus für Tongefäße, einer mit einfachem Hausbrand hergestellten bäuerlichen Keramik für den Eigenbedarf. Für eine vorläufige Analyse des kulturellen Milieus des Siedlungsplatzes bleibt daher nur der Silixfundstoff, die Steinbeile und die technischen Arbeitsmittel, wie Klopffesteine, Schleifsteine und Mahlsteine.

Die vermutlich während einer längeren Besiedelungszeit angehäuften Silixartefakte aus Trümmerstücken, Nuklei, Abschlägen und Geräten bestehen aus recht verschiedenen Rohstoffen. Es überwiegt der weiß-zartgraue, auch weißgrau-gebänderte Malmjaspis; ergänzt durch eine leicht gelb getönte Varietät. Daneben ist aber auch der tertiäre Bohnerzjaspis mit seinen intensiv gelben und roten Farben verarbeitet worden. Geringe Mengen von Hornsteinartefakten, des weiteren Kreideflint und vereinzelt Süßwasserquarzit ergänzen das Materialspektrum. Ein Teil der Silixgeräte dürfte in der Siedelung hergestellt worden sein. Dafür sprechen schon die vorhandenen kleineren Silixklopffesteine mit entsprechenden Schlagspuren und die nicht unbeträchtlichen Abschlagmaterialien. Auffällig bleibt dabei, daß Rohstoffknollen und die aus ihnen für die Geräteherstellung erzeugten Kernsteine (Nuklei; Abb. 1/1) mit den typischen Abschlagflächen oder bereits abgebaute Restnuklei fast völlig fehlen. Das könnte ein Zufall sein, weil der Oberflächenfundstoff einseitig ausgelesen ist. Andererseits zeigen gut untersuchte Siedlungsplätze oft das gleiche Phänomen. Man muß daher mit der Möglichkeit rechnen, daß die Silixverarbeitung nur teilweise im Bereich der Siedelung vor sich ging und daß es in nicht allzu weiter Entfernung Schlagplätze (ohne Ansiedelung) zur Herstellung von Halbfabrikaten gegeben hat. Derartige Werkstattplätze sind im Lieler Raum bekannt. Ihre Beziehung zu verschiedenen Siedlungsplätzen ist aber noch ungeklärt. Die vorhandenen, nicht weiter verwendeten Abschläge und fertigen Geräte lassen bei genauer Prüfung die Art ihrer Herstellung erkennen. Überwiegend sind sie durch eine harte, direkte Abschlagtechnik mittels eines Schlagsteines entstanden (Abb. 1/8). Sie führt – infolge des kleinen Abbauwinkels am Kernstein – zu relativ dicken Abschlägen, an denen der Schlagkegel (Bulbus) besonders hervortritt. Daneben wurde die weichere Schlagtechnik gehandhabt – an Stelle des Schlagsteins trat vermutlich ein Schlaggerät aus elastischem, organischem Material – mit dem Ergebnis von wesentlich eleganteren Abschlägen. Nur wenige Stücke zeigen Merkmale einer dritten Arbeitsmethode, mit der Serien von dünnen Klingen herzustellen waren, die sogenannte Punchtechnik mit Hilfe eines Zwischenstückes (Abb. 1/7), das sehr genau auf den Kernrand aufgesetzt werden konnte (Abschlag bei großem Abbauwinkel; Abb. 1/5). Die Oberflächenbearbeitung mancher Geräte und Waffenspitzen wurde abschließend mit Hilfe eines Druckstabes aus Knochen oder Geweih ausgeführt (Abb. 1/6). Damit ließen sich kleinste und dünnste Materialplättchen vom Artefakt abspalten.



Feines Abdrücken mit Geweihstab:

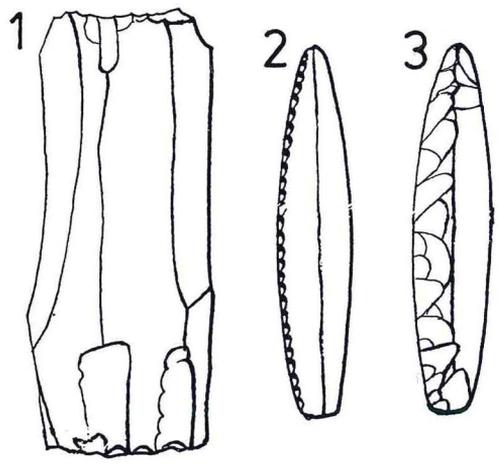
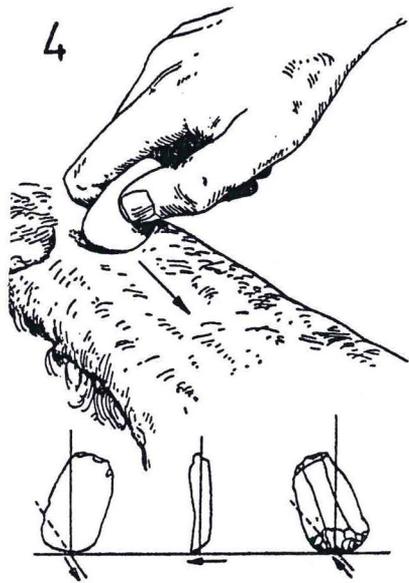


Abb. 1: 1-3, 5-8: Technik der Silexbearbeitung; 4: Anwendung des Kratzers. 1-3 nach M. Brézillon; 4-5 nach R. Feustel; 6 nach P. Honoré; 7-8 nach R. Furger, F. Hartmann.

Das bei der Geräteherstellung primär erzeugte Grundgerät war überwiegend die im Querschnitt dachförmige oder trapezförmige Klinge. Sie konnte als Messer zum Schneiden weicher Materialien ohne weitere Bearbeitung verwendet werden. Zum Arbeitseinsatz an härteren Stoffen erhielt die Schneide eine zarte Stabilisierungsretusche, um größere Ausbrüche zu verhindern (Abb. 1/2). Klingen waren darüber hinaus das Ausgangsprodukt für die Erzeugung weiterer, arbeitstechnisch benötigter Sekundärgeräte wie: Klingenkratzer, Klingenbohrer, Spitzen, Zinken, Stichel und Waffenspitzen (u. a. Pfeilspitzen).

Im Fundstoff sind nur einige ganz erhaltene, jedoch zahlreiche zerbrochene Klingen vorhanden mit einer Länge zwischen 3 cm und 6 cm, bei verschiedener Breite und Dicke. Der größte, wegen Mängel vermutlich nicht weiter verarbeitete Klingenabschlag hat eine Länge von 8 cm (Breite 3 cm, Dicke 1 cm). Ein abgebauter Nukleus mißt ca. 7,5 cm; er wurde sekundär als Schlagstein weiter verwendet. Obwohl für verschiedene Arbeiten eine bestimmte Klingengröße erforderlich sein mochte, war ihre Herstellung von den zur Verfügung stehenden Kernsteinen letztlich von der Größe der Rohstoffknollen abhängig. Bei zwingendem Bedarf konnte der fehlende Rohstoff oder das erforderliche Gerät nur über den Tauschhandel beschafft werden, der im Spätneolithikum bereits stärker entwickelt war. Auffällig ist im Fundstoff eine besonders sorgfältig geschlagene Klinge aus Bohnerzjaspis mit der Größe von 11,9 x 2,3 x 0,7 cm (Abb. 3/5). Vielleicht ist sie ein Handelsobjekt. Derartige Klingen dienen z. B. auch als Schneideinsätze für Erntemesser aus Holz (Abb. 2/6).

Die speziellen Funktionen der verschiedenen Klingen sind keinesfalls eindeutig festzulegen. Schon die Art der unterschiedlichen Retuschen an den Klingen läßt eine vielseitige Anwendung vermuten. Einige weisen – im Gegensatz zu der bereits angeführten Schneidenretusche – eine Stabilisierungsretusche in Form einer Steilretusche auf (Abb. 3/4); andere werden mehr flach bis fast zur Rückenmitte heraufretuschiert (Abb. 1/3), eine Bearbeitung, die in ähnlicher Form auch an Pfeilspitzen vorhanden ist (Abb. 3/3). Gebrauchsspuren geben oft Aufschluß über die Verwendung von Klingen, wie z. B. der Lackglanz, der beim Schneiden siliziumhaltiger Stoffe (u. a. Getreide) entsteht.

Klingenkratzer, -schaber und -bohrer fehlen zwar nicht, ihr Bestand ist aber noch gering. Das sagt, wegen der schon erwähnten Eigenart des Fundstoffes, wenig über ihren Bedarf und Einsatz aus.

Auffällig ist im Fundstoff die große Zahl von Klingenendstücken (mit Bulbus), die keine weiteren Bearbeitungsmerkmale aufweisen und daher vermutlich nicht mehr verwendet worden sind. Sie bilden wahrscheinlich das Ausschußprodukt bei der Herstellung von Mittelklingen, den sogenannten Einsatzklingen (Abb. 3/9) für ganz spezielle Geräte aus Knochen oder Holz. Als Sicheleinsätze waren sie besonders geeignet. Sie ersparten die schwierige Herstellung gebogener Silexklingen aus einem Stück (wie z. B. den Sicheleinsätzen aus Plattensilex der Pfyner Kultur).

Ein wichtiges Sekundärprodukt der Klingenverarbeitung ist die Pfeilspitze. Die vorhandenen Exemplare zeigen in Gestalt und Größe eine breite Variation. Einerseits sind sie flach-dreieckig gearbeitet. Ihre Herstellung aus einer Klinge ist häufig noch zu erkennen; sie weisen nur eine Retusche an den Seiten und der Basis auf. Andererseits kommen schlank-dreieckige Formen vor mit besonders sorgfältiger Flächenretusche (Schuppenretusche). Die Schäftungsbasis ist von unterschiedlicher Ausformung: entweder gerade, konkav oder konvex und kann auch in einen mehr oder minder langen Dorn übergehen (Abb. 3/1). In ihrer zeitlichen und kulturellen Bindung zeigen die Spitzen einige Besonderheiten, auf die zum Schluß einzugehen sein wird.

Je nach Größe und Gewicht dürften die Pfeilspitzen verschiedenen Zwecken gedient haben (Jagdwanne, Verteidigungs- und Angriffswaffe). Ihrem Gewicht war allerdings aus ballistischen Gründen eine Grenze gesetzt, die wohl aus praktischer Erfahrung eingehalten wurde (Grenzwert ca. 7 g). Das Gewicht der vorgelegten Spitzen beträgt ca. 1,5–3,5 g. Die für die Schäft-

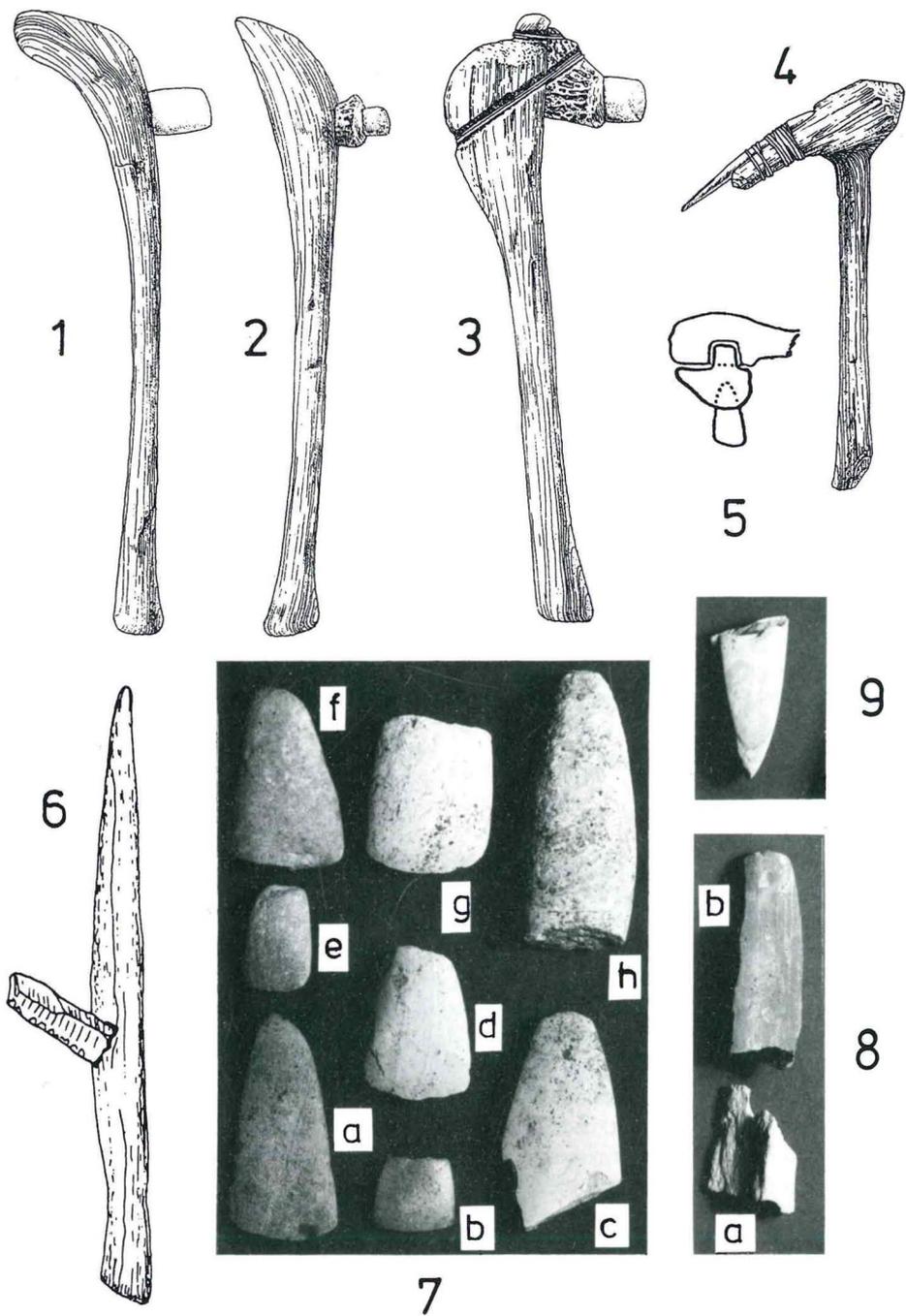


Abb. 2: 1-6: Schäftungsformen von Beilen und einer Silexklinge (Erntemesser); 7-9: Beiltypen vom Siedlungsplatz Liel, M. 1:3. 1-4 nach R. Furger, F. Hartmann; 5 nach A. Varagnac; 6 nach J. Winiger.

tung benötigten Holzpfeile hatten eine Länge von ca. 0,50–0,70 cm; sie wurden aus besonders leichtem Holz gearbeitet. Ausschlaggebend für einen wirksamen Schuß war natürlich die Leistung des Bogens. Bei erhaltenen neolithischen Bogen aus schweizerischen Siedelungen handelt es sich um einfache Segmentbogen aus Esche oder Eibe mit einer Länge bis 1,70 m. Als weitere Silexgerätegruppen weist der Fundstoff Messer in verschiedenen Größen aus breiten, mehr oder minder dicken Abschlügen auf, mit gerader oder auch konvexer Schneide. Die Schneidekante ist zuweilen etwas flächenretuschiert (Abb. 3/10). Ihr Rücken wurde mit einer Holzfassung umkleidet, die an einem Ende eine Bohrung haben konnte, zur Aufnahme einer Tragschnur. Aus schweizerischen Siedelungen (z. B. der Cortaillod-Kultur, der Pfyner und Horgener Kultur) sind gut erhaltene Geräte mit Schäftung bekannt. Daneben kommen Breit-schaber vor, die mit den Messern bis zu einem gewissen Grade verwandt sind und sich im wesentlichen von ihnen nur durch die steilere Retuschierung der Schneide unterscheiden. Besonders wichtige Arbeitsgeräte sind einige verschieden große Kratzertypen, ebenfalls aus flachen oder dicken Abschlügen gefertigt. Entweder erhielt das Gerät eine gerundet-segment-artige Stirn mit steiler Endretusche (Abb. 3/11) oder einen ovalen Kopf mit flacherer Retuschierung. Einer dieser ovalen Kratzer ist beim Gebrauch total verstumpft. Von der Funktion her dürften diese Kratzer ein breites Spektrum der Anwendung gehabt haben. Sie dienten sicher nicht nur zur Vorbehandlung von Fellen und Häuten (Abb. 1/4). Vereinzelt sind im Fundstoff Kratzersonderformen vorhanden mit hoher steiler Stirn und einem „schnauzenartigen“ Ende. Man könnte sich bei ihnen u. a. eine spezielle Funktion bei der Bearbeitung von Holz denken.

Schließlich sind noch kleine, halbrunde oder runde, kratzerartig retuschierte Silexartefakte zu erwähnen, deren Funktion nicht ganz klar ist. Oft sind sie in einer Weise verstumpft, daß man sie als „Pinksteine“ (Feueranzünder) verwendet haben könnte. Unter den unregelmäßigen Abschlügen fallen weiterbearbeitete Stücke auf, deren Werkzeugcharakter und Funktion nicht zu erkennen ist. Hinzuweisen wäre auf das Fehlen von „Dickenbännli-Spitzen“ (Bohrern), die auch in der Pfyner Kultur nicht vorhanden sind.

Steinbeile waren für den neolithischen, bäuerlichen Hof ein unentbehrliches Arbeitsgerät. Im Überblick gesehen, ist die Vielfalt der Typen, die der Siedlungsplatz aufzuweisen hat, erstaunlich (Abb. 2/7–9). Leider sind viele Beile zerbrochen, so daß ihre Form nur annäherungsweise festzulegen ist. Ihre Herstellung war mit aufwendigen Vorarbeiten verbunden. Das verwendete Rohmaterial ist unterschiedlich: es sind sowohl metamorphe, kristalline Gesteine (u. a. Grünsteine), als auch metamorphe Schiefer, u. a. Amphibolith, Eklogit und Phillite (Kalk- und Tonschiefer), oder auch feinkörnige Kalk- und Sandsteine (Siltite) ausgewählt worden. Diese Auswahl hängt sehr wahrscheinlich mit der speziellen Funktion jeden Beils zusammen (Fäll-äxte waren z. B. sehr hohen Anforderungen ausgesetzt). Im Herstellungsgang mußte die Vorform des Beiles, bei Verwendung besonders zäher und harter Gesteine, häufig aus dem Rohmaterial herausgesägt werden, um anschließend durch Picken und Schleifen die notwendige Gestalt zu erhalten. Viele spitznackige Beile mit ovalem Querschnitt sind überwiegend gepickt – vorher vermutlich formgerecht aus dem Gestein geschlagen – und dann nur partiell oft lediglich im Schneidenteil geschliffen. Andere Typen erhielten einen exakt rechteckigen bis quadratischen Querschnitt und weisen einen absoluten Planschliff auf (rohstoffmäßig sind es zumeist „Schiefer“-Beile). Der unterschiedliche Querschnitt der Beile, von oval über gewölbt-quadratisch bis rechteckig, hat sicher etwas mit den Schäftungsmethoden zu tun, die sich aus der Erfahrung verbesserten und damit vermutlich – abgesehen von kulturbedingten Einflüssen – die Gestaltung des Querschnitts der Beile modifizierten. Für verschiedene Schäftungen gibt es gut erhaltene Originale aus schweizerischen Siedelungen. Große Beile wurden direkt in eine Holzfassung – ohne Zwischenfutter – eingepaßt, z. B. in einen Flügelkopfhalm (Abb. 2/1) von ca. 70–80 cm Länge (die sogenannte Holm- oder Parallelschäftung; die Schneide des Beils stand parallel zum Schaft). Abweichend dagegen war die Schäftung von

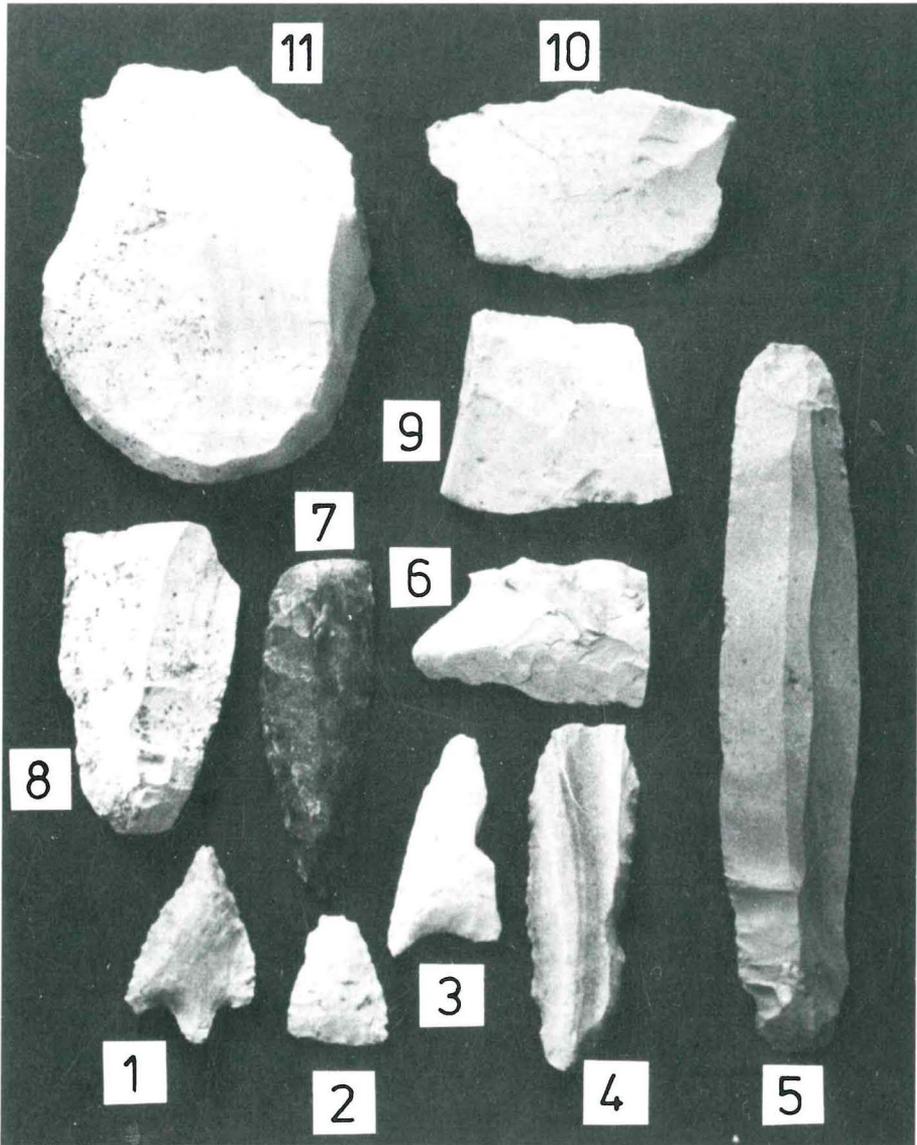


Abb. 3: Silexgeräte und Pfeilspitzen vom Siedlungsplatz Liel, M. etwa 3:4.

kleineren Beilen und Kleinsteilen sowie von Querbeilen (Dechseln). Sie wurden über ein Zwischenfutter aus Hirschhorn in Langholme (Abb. 2/2, 2/3) – oder wie bei Kleinbeilen – in einen Knieholm geschäftet. Querbeile benötigten zur Schäftung eine Gabelfassung oder eine Auflageschiene, die mit Knieholmen verbunden waren (Abb. 2/4). Die verschiedenen Schäftungsmethoden sollen hier nicht ausführlicher behandelt werden, da nicht bekannt ist, welche Schäftungen in der Siedlung Liel üblich waren. Steinbeile weisen im allgemeinen wenig kulturspezifische Elemente auf (wie z. B. das weit verbreitete, langlebige, spitznackige Beil zeigt)

und unterliegen auch nur geringen Entwicklungstendenzen. Man wird daher eine relative zeitliche und kulturelle Bindung nur bei bestimmten Typen in Betracht ziehen können (wie etwa bei den großen Walzenbeilen der Pfyner-Kultur).

Folgende Typen sind in der Lieler Siedelung vorhanden (Abb. 2/7–9):

1. Langes, schlankes, spitznackiges Beil mit oval-symmetrischem Querschnitt (4,8 x 3,5 cm); gepickt, teilweise zur Schneidzone (Schneide fehlt) überschliffen; L: noch 12 cm (Abb. 2/7h). Feinkörniger Sandstein (Siltit).
2. Spitznackiges Beil, gedrungen-dreieckig mit abgeflachtem, oval-symmetrischem Querschnitt; gepickt, teilweise im Schneidenteil überschliffen; L: 8 cm, Schn. 5 cm, D: 2,3 cm (Abb. 2/7f.). „Grünstein“ (metam. krist. Gestein).
3. Trapezförmiges Beil mit unsymmetrisch-ovalem Querschnitt; ganz überschliffen, im Schneidenbereich beidseitig schräg angeschliffen (Nachschliff?); L: 6,3 cm, Schn. 4,5 cm (leicht asymmetrisch), D: 2,2 cm (Abb. 2/7d). Feinkörniger Sandstein (Siltit).
4. Spitznackiges Beil, schlank-dreieckig, allseitig überschliffen, scharfkantig-rechteckiger Querschnitt mit flacher Unter- und leicht gewölbter Oberseite; Schneide von der Unterseite her schräg angeschliffen (Querbeil); L: 9 cm, Schn. 4,5 cm, D: 2 cm (Abb. 2/7a). Knotenschiefer.
5. Nacken- und Schneidenteil von zwei schlanken Beilen (Meißel?) mit quadratischem Querschnitt, völlig überschliffen (ein Beil nach dem Bruch als Klopstein verwendet); L: ca. 9 cm, D: 3 x 3 cm (Abb. 2/8b); L: ca. 7 cm, D: 3 x 3 cm (Abb. 2/9). Metamorpher Schiefer (Phillit).
6. Oberteil eines stumpfnackigen, flachen Beiles mit leicht oval-rechteckigem Querschnitt, allseitiger Planschliff (Seiten scharfkantig); L: noch ca. 8 cm, Br. 5 cm, D: 2 cm (Abb. 2/7c). Kalkstein.
7. Zwei Kleinstbeile: a) trapezförmig mit oval-symmetrischem Querschnitt; L: 4,5 cm, Schn. 3 cm, D: 2 cm (Abb. 2/7e); b) Rechteckbeilchen (Nacken abgebrochen), trapezförmig, Ober- und Unterseite flach gewölbt, allseitig geschliffen; L: 3 cm, Br. 3,4 cm, D: 1,2 cm (Abb. 2/7b). Amphibolit und Eklogit.
8. Reste von drei schweren Arbeitsbeilen: a) Schneidenteil eines völlig überschliffenen Beils mit plan-parallelen Seitenflächen und gewölbter Ober- und Unterseite; L: noch 6,5 cm, Br. 5 cm, D: 4,4 cm (Abb. 2/7g); b) Mittelteil eines Beils mit kantig-rechteckigem Querschnitt, allseitig plan geschliffen (nach dem Bruch als Schlagstein verwendet); L: noch ca. 10 cm, D: 4 x 5 cm; c) Nackenteil eines spitznackigen Beils mit ovalem Querschnitt, leicht überschliffen; L: noch 8 cm, Br. 5,5 cm, D: 4 cm. Phillit und Siltite.
9. Kleiner, zerbrochener Rest des Mittelteils einer Streitaxt (vermutlich Hammeraxt), deren Bohrung noch zu erkennen ist (Abb. 8a). „Grünstein“.

Ein Teil der vorhandenen Reste technischer Geräte diente vermutlich auch zur Herstellung von Steinbeilen, darunter verschieden große, abgearbeitete, rundliche Schlagkugeln aus unterschiedlichem Material, und Buntsandsteinplatten zum Schleifen (oft kleinere Stücke mit eingewölbten Schliffspuren). Mancher der zum Teil langen, flachen und schweren quarzitischen Schlagsteine mit ein oder zwei Schlagfeldern wurde möglicherweise zum Zerschlagen von Granitstücken bei der Herstellung von Magerungsgrus benutzt. Eine Verwendung zum Aufrauen von Mahlsteinen aus Granit ist ebenfalls möglich. Die vielfältige Funktion und der unmittelbare Gebrauch ist natürlich nicht genau zu erkennen. Gewicht und Material spielen bei ihnen im Zusammenwirken bei den Arbeiten sicher eine bestimmte Rolle.

Die Struktur des Siedelungsplatzes ist mit der Auswertung des Oberflächenfundstoffes nicht abschließend zu beurteilen. Vor allem fehlt der genaue Einblick in die Dauer und Intensität der Besiedelung und deren mögliche Veränderungen, sofern es sich um einen mehrphasigen Besiedelungsablauf handeln sollte. Auch ist die Art der Fremdeinflüsse vorerst noch nicht genauer erkennbar. Auf einige wesentliche kulturelle Elemente soll kurz eingegangen werden.

Unter den Gefäßscherben befindet sich bisher keine verzierte Keramik. Der kleine Rest eines „Backtellers“ und das kleine Stück einer Streitaxt deuten auf Verbindungen der Bewohner des Siedlungsplatzes zur spätneolithischen Bevölkerungsgruppe des südlichen Oberrheins, mit Kultureinflüssen vermutlich der Michelsberger Kultur. Die vorhandenen Steinbeile sind in der Typenzusammensetzung nicht für einen geschlossenen Kulturkomplex einer bestimmten Gruppe repräsentativ. Lediglich die mittelgroßen, spitznackigen trapezoiden Beile sowie die größeren Walzenbeile und die kompakten, ganz überschliffenen Beile mit gerundet-quadratischem Querschnitt dürften in das gleiche jungneolithische kulturelle Milieu einzuordnen sein. Sie sind auch für die verwandte Pfyner Kultur der nordöstlichen Schweiz typisch (wie Geräte der Siedlung Thayngen „Weier“ recht gut zeigen). Anzuschließen ist der massive Abschlagkratzer mit segmentförmiger Stirn, der zwar in der Pfyner Kultur nicht fehlt, in der zeitgleichen schweizerischen Cortaillod-Kultur aber besonders in Erscheinung tritt. Er verkörpert wahrscheinlich einen bestimmten Zeitstil (auch in der schweizerischen Siedlung Egolzwil 5 ist er zu finden, die Beziehungen zur Michelsberger Kultur aufweist). Die größeren Einsatzklingen – überwiegend wohl für Holzgeräte gearbeitet – mögen ebenfalls in diese Periode gehören wie auch die Breitmesser, die aber im Gegensatz zu den Formen der Pfyner und Cortaillod-Kultur verhältnismäßig zierlich sind. Zeitlich reichen sie in jüngere Abschnitte des Spätneolithikums hinein (u. a. in die Zeit der endneolithischen Horgener Kultur).

Eine Gruppe von Steinbeilen mit scharfkantig-rechteckigem Querschnitt und allseitigem Schliff (Einfluß von Kupferbeilen?) vielleicht auch die schlanken, meißelartigen Beile mit quadratischem Querschnitt (und vermutlich langovaler Gestalt) – deutet möglicherweise auf eine jüngere Phase der Besiedelung und auf einen Einfluß der östlichen Gruppe der schweizerischen Horgener Kultur, in der erstere Typen dominieren (u. a. in der Siedlung Feldmeilen, Kanton Zürich); wenn nicht innerkulturelle Impulse diese Entwicklung begünstigt haben. Die langovalen, meißelartigen Beile sind nicht sehr häufig. Einzelne, gute Vergleichsexemplare gibt es auch in der jüngeren Cortaillod-Kultur. Auch die im Fundstoff vorhandenen Beilchen könnten auf Horgener Einflüsse hinweisen, obschon nicht übersehen werden darf, daß sie in südwestdeutschen Michelsberger Siedlungskomplexen bereits vorhanden sind (jedoch keine ausgeprägten Rechteckbeilchen). In jüngeren endneolithischen Gruppen (Auvernier-Kultur, Schnurkeramik) gehören Kleinbeile ebenfalls zum kulturellen Bestand.

Das Silexgeräteinventar ist mit seinen verschiedenen Typen im allgemeinen – von wenigen Ausnahmen abgesehen – zeitlich und kulturell indifferent, wenn es nicht statistisch und in Verbindung mit einer gesicherten Stratigraphie geprüft werden kann. Pfeilspitzen lassen sich auf diese Weise auswerten. So sind innerhalb des langlebigen Typus der dreieckigen Spitzen, die besser gearbeiteten und gewichtsmäßig leichteren als zeitlich jünger anzusehen (ähnliches gilt auch für Breitmesser). Auch der schlank-dreieckige, vollständig flächenretuschierte Typus ist im Verhältnis zu breiten Formen mit einfacher Basis und geringer Oberflächenretusche jünger. Hinzuweisen ist auch auf die einzige im Fundstoff vorhandene Stielpfeilspitze mit eingezogener Basis und kleinem Dorn, die in jungneolithischen Fundstoffen fehlt und als später endneolithischer Typ angesehen wird. Das gleiche gilt für eine rhombische Pfeilspitze.

Vereinzelt kommen Stielpfeilspitzen mit kurzem oder langem Dorn (letztere sind etwas älter) auf anderen Siedlungsplätzen des Markgräfler Hügellandes vor. Möglicherweise dokumentieren sie eine Phase jüngerer kultureller Einflüsse, deren Gesamtanteil am Lieler Fundstoff zur Zeit noch nicht zu übersehen ist (darauf wurde bezüglich bestimmter „Kalkstein“-Beile schon von anderer Seite hingewiesen). Weitere endneolithische oder früh- bis mittelbronzezeitliche Siedlungsmaterialien – wie die der Mauchener Siedlung – fehlen bisher.

Literatur:

H. G. Bandi, E. Sangmeister, H. Spycher, Ch. Strahm, Seeberg-Burgäschisee-Süd; Acta Bernensia, II, T. 6, 1973; – M. Itten, Die Horgener Kultur; Monographie zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Bd. 17, 1970; – J. Lüning, Die Michelsberger Kultur und ihre Gliederung; Ber. d. Röm.-Germ. Komm., Bd. 48, 1967, 1 ff; – W. Mähling, Urgesch. Siedlungslandschaften in der Vorbergzone des südlichen Oberrheingebietes: das nördliche Markgräfler Hügelland; Das Markgräflerland, Heft 1, 1982, S. 3 ff; – W. Pape, Bemerkungen z. relat. Chronologie d. Endneol. am Beispiel SWD und der Schweiz; Tübinger Monographie zur Urgeschichte, Bd. 3, 1978; – W. Pape, E. Sangmeister, Chr. Strahm, Neolith. u. Beginn. Bronzezeit im Hochrheintal und am südlichen Oberrhein; Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern, Bd. 47, 1981; – M. Uerpmann, Zur Technologie und Typologie neol. Feuersteingeräte. Tübinger Monographie zur Urgeschichte, Bd. 2, 1976; – M. Uerpmann, Die Feuersteinartefakte der Cortaillod-Schichten in der neol. Ufersiedlung von Twann, Bd. 18, 1981; – **Ur- und frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz**. Die jüngere Steinzeit, Bd. II, 1969; – J. Winiger, Das Fundmaterial von Thayngen-Weier im Rahmen der Pfynner Kultur, Basel 1971; – J. Winiger, Feldmeilen-Vorderfeld. Der Übergang von der Pfynner zur Horgener Kultur; Antiqua 8, 1981.

E. Sangmeister

Steinkreise megalithischer Bauweise bei Schluchsee – Monumente der Jungsteinzeit?

Es ist der intensiven Geländetätigkeit unseres rührigen Mitgliedes H. Frings aus Schluchsee zu danken, daß die Aufmerksamkeit auf einige aus großen Steinblöcken bestehende Anlagen gelenkt wurde, die bei Eisenbreche, etwa 300 m südlich der Schluchseestaumauer im Bergwald über dem rechten Schwarzafer liegen. Ein ganzseitiger Bericht von A. P. Oswald in der Beilage „Der Waldshuter Erzähler“ der Zeitung Albote vom 22./23. Dezember 1984 erklärt diese Anlagen als megalithische Steinkreise aus der Jungsteinzeit, als „Kultstätte der Steinzeit im Dunkel der Wälder am Schluchsee“. Sie werden mit Steinkreisen der Bretagne und der Britischen Inseln verglichen; aus ihrem Vorhandensein wird weiter auf eine intensive Besiedlung des Schwarzwaldes während der entwickelten Jungsteinzeit vor 5000 Jahren geschlossen.

Diese Vergleiche können richtig sein, auch die weiteren Schlüsse. Aber gerade bei so weittragenden Folgerungen muß der Archäologe besonders vorsichtig und zurückhaltend sein; er muß sich bewußt bleiben, daß zu leicht Wunschenken seine Hypothesen beeinflussen kann. Er hat also sorgfältig zu prüfen, wie wahrscheinlich seine Folgerungen sind und welche Argumente gegen die gefundene Lösung sprechen. Gerade weil so früh und vor eingehender Untersuchung der Monumente die Öffentlichkeit unterrichtet wurde, scheint es mir wichtig, an dieser Stelle einmal das Für und Wider ausführlich zu erörtern. Dies um so mehr, als in jüngeren Zeitungsberichten (Südkurier, Badische Zeitung, Stuttgarter Nachrichten) und im Fernsehen (Landesschau) dem Landesdenkmalamt und den Wissenschaftlern allgemein der Vorwurf gemacht wurde, man ignoriere die Neuentdeckungen, um nicht von der liebgewordenen Lehrmeinung Abschied nehmen zu müssen, der Schwarzwald sei siedlungsfeindlich gewesen und vor dem Hochmittelalter nicht besiedelt worden.

Gehen wir schrittweise vor und betrachten wir zunächst den Befund. Als erstes ist zu vermerken, daß die Anlagen gar keine vollständigen Steinkreise sind, sondern zwei bogenförmige Steinsetzungen, bei denen erst zu überprüfen ist, ob sie notwendig zu Kreisen ergänzt werden müssen. Denn nur wenn eine andere Ergänzung auszuschließen oder sehr viel weniger wahrscheinlich ist, darf man überhaupt einen weitergehenden Vergleich wagen.